



Ich krieg euch alle

Er nimmt die linke Hand vom Gewehr und wischt sich mit dem Unterarm den Schweiß aus dem Gesicht. Er dreht sich um und marschiert zurück zum Haus. Wie in Trance sind Emilia und ich aufgestanden und schauen John hinterher. Er setzt sich wieder auf den Stuhl, in der gleichen Haltung wie vorher, als sei er nie weggegangen.

»Was?«, sagt Emilia, aber ich kann nichts antworten. Der Schreck sitzt zu tief in meinen Gliedern, blockiert. John stiert vor sich hin, trinkt einen Schluck Wasser, sieht zu Großvaters regungslosem Körper auf dem Vorplatz. Er trinkt noch einen Schluck Wasser. Dann richtet er das Gewehr gegen sich selbst, die Mündung unter dem Kinn. Ein Schuss. Ein Krachen wie Donner. Ein Schwarm Arielschwalben fliegt zwitschernd auf aus einem Busch, nur ein paar Meter von uns entfernt.

Wir müssen uns nicht mehr verstecken. Wir gehen durch den Hintereingang ins Haus. Vater, Mutter und Lissy droht keine Gefahr mehr, als sie sich eine Stunde später - auf der staubigen Straße schon von Weitem ausmachbar - dem Hof nähern. Es ist vorbei, aber es wird nie ganz vorüber sein. Es wird nie wieder so wie früher sein, nicht für Emilia und mich zumindest. Ich fühle es in mir, es ist, als ob ich durch eine Tür in eine andere Welt getreten wäre, als ich John durch die Spalten zwischen den Brettern der Scheunenwand sah. Als er uns drohte, dass er uns kriegten werde. Etwas hat sich verändert. Ich sehe es in Emilias Augen, als wir allein am ramponierten Esszimmertisch sitzen, ein paar Schinkenbrote, die Mutter gemacht hat, vor uns auf einem Teller, aus dessen Rand ein großes Stück herausgebrochen ist. Später ist es, Stunden später, nachdem die Polizisten Protokolle aufgenommen haben und alles photographiert und wieder weggefahren sind, zwei Leichname in ihrem Kombi-Wagen mit den blauen und weißen Quadraten, Opfer und Täter nebeneinander liegend, nachdem Lissy aufgehört hat zu schreien und weinen, ein Bündel Elend auf dem Boden oder dem Sofa oder wo auch immer sie hinfiel oder man sie hinbrachte, nachdem sie ruhig geworden ist, im Gästezimmer schläft, wie Mutter gesagt hat, nachdem Lukas und die Kleinen abgeholt worden sind, nachdem Mutter Anne ins Bett gebracht hat und jetzt Vater tröstet, der die ganze Zeit gefasst gewesen ist, doch dann, als alles geregelt war, im Elternschlafzimmer verschwunden ist, mit Händen, die zitterten, als er die Türklinke herunterdrückte.

„Ich hab keinen Hunger“, sagt Emilia. Es klingt bestimmt, nicht wie Trotz, nicht wie Jammern. Es geht mir genauso. Sie sieht älter aus als heute morgen noch. Es ist nicht nur das gelbliche Licht der untergehenden Sonne, das durchs Wohnzimmerfenster bis ins Esszimmer strahlt.

Emilia sagt: »Es gibt keine Wunder im richtigen Leben. Auch nicht an Weihnachten. Auch nicht kurz vor Weihnachten.« Sie schüttelt energisch den Kopf. „Gibt es nicht.“

Ich nicke.

„Nur Abstufungen von Glück und Unglück“, sage ich, und einen Fluss von Traurigkeit, denke ich. Es scheint ihr sehr wichtig zu sein, denn sie wiederholt es lautlos, keine Wunder, nur Abstufungen von Glück und Unglück, und nickt dann mit dem Kopf zur Bestätigung.

„Jetzt kann ich essen“, sagt sie und nimmt sich ein Brot, wie immer langsam und abwägend, als gäbe es hundert Kriterien für die richtige Wahl zu beachten. Auf einmal bin ich auch sehr hungrig.

- Ende -

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).